

Der Berliner

Nummer 177.

Berlin, Montag, den 9. April 1894.

XXIII. Jahrgang.

Politische Wochenblatt.

Arthur Levysohn.

Reichstag und Landtag sind wieder zusammengetreten, und die parlamentarische Maschine arbeitet aufs Neue mit einer Behäbigkeit, als wäre ihre Tätigkeit niemals unterbrochen gewesen. Der Groß und der Klein der Majorität über die verlorene Bundesvertrags-Schlacht hat sich inzwischen nicht geändert. Um preiswürdigen Abgeordnetenbesuche bemüht, die Regierung den Fortschritt zu lassen, der die Sorgen der Männer des Fortschritts der Landtage durchdringt. Man weiß, daß der Monarch persönlich weitgehend mit großer Interesse mitbezieht, das er an dem Fortschritt des Reichstages Kanaltages nimmt. Dieser Grund begünstigt augenblicklich, um den Wert der konservativen Partei im Landtage zu vermindern, der Beistufe nahe zu legen, welche von Seiten des progressiven Staates für den Ausbau des Eisen-Druck-Kanals geordert wurde. Vergeblich wird man darauf hin, daß dieser Kanal eine notwendige Folge des großen Norddeutsche-Kanals ist. Vergebens behauptet man, daß Versehen in dem Bau der Kosten für die Herstellung des neuen Bahnenwesens zu tragen hätte während die übrigen beiden Drittel von Altes übernommen werden würden. Vergebens führte man alle volkswirtschaftlichen und moralischen Gründe ins Treffen, die zu Gunsten dieses Kanalunternehmens sprachen — die Majorität schloß sich jedoch von einem heiligen Parlamentarismus durch und durch und barren an ihrem Reum. Unglücklicherweise für sie waren sie nicht in der Lage, über die Mehrheit im Landtage zu stellen, und so wurde die für den Eisen-Druck-Kanal geordnete Summe von 200 Millionen, Nationalanleihen und freigegebenen bewilligt, während die angeblich die Mehrheit des Landes stützenden Konventionen zu ihrem Schrecken erleben mußten, daß es auch ohne sie geht.

Nach diesem Willigen des agrarischen Reichstages, einem geschickten Auswand in dem zu legen, hat ihre Partei im Reichstag in Wien, um die von der Reichsregierung angeordnete Neuorganisation seltener Evidenz auf dem Wege einer Interpellation zu hintertreiben. Aber auch hier ging es den Parteien nicht besser als im progressiven Landtage. Alle Kräfte und Spitze der Herren v. Radowitz und Graf Ranitz konnten nicht dazu führen, den Reichsfinanzminister für ihre Forderungen zu gewinnen. Da sie außerdem nicht das Wissen hatten, daß eine Reihe von Männern ihnen eine ganz unerschöpfliche Anzahl von Mitteln in den Voraussetzungen, auf welche sie ihre Angriffe aufbauten, nachwies, so konnte auch dieser Versuch als abgeblasen abgelehnt werden. Der agrarische Feldzug, auf den die Herren von Radowitz und Graf Ranitz im letzten Wahlen zum Landtag wie zum Reichstag zu große Hoffnungen gesetzt, ist also bisher höchst unglücklich für die Gegner des neuen Kurzes befallen. Und so wenig wir freimüthig im letzten Wahlen haben können, um für die Träger der Regierungspolitik zu erwidern, so sehr haben wir doch ein Recht, mit dem Verlaufe der Ereignisse zufrieden zu sein, da die übertriebenen Anforderungen der Agrarier als die Zuhälter der Regierungsgewalt zwingen, gegen die konservativen Partei als einen gemeinsamen Widerstand mit und Stellung zu nehmen. Wenn die Vertretung des neuen Kurzes überhaupt ein selbstbewußtes Streben erkennen ließe, als dies der Fall ist, so würde

in weiten Kreisen der Bevölkerung alsbald jene Neigung wahrzunehmen, sich durch den Reiz der Bewegung zu bewegen, um den Reum beizubehalten zu lassen. Graf Caprivi und seine Anhänger sind ohne Zweifel sehr wohl intentioniert. Aber man bemerkt bei ihnen jene Unentschiedenheit in der Durchführung einmal gefasster Beschlüsse, welche das Hauptmerkmal der Politik des großen Vorgängers unteres gegenwärtigen Reichstages gewesen ist. Die Taktik der Unterstellungen und der politischen Entschlüsse, die nicht selten innerhalb der Versammlungen des neuen Reichstages besetzt wird, hat jene Atmosphäre der Besonnenheit, jenes Gefühl der Unschärfe erzeugt, die beide verhindern, daß Graf Caprivi sich auf feste parlamentarische Bundesgenossen zu stützen vermag. Die Regierung leidet, wenn man so sagen darf, parlamentarisch von der Hand in den Mund, und die Gelegenheitsmajoritäten, mit denen sie schließlich noch immer ihre Forderungen durchgedrückt hat, sind nicht dazu angehalten, das Vertrauen in die ministeriellen Parteibedingungen zu fassen. Der Mangel an Energie, der sich in politischen Dingen oft so peinlich kund gibt, wird in gleicher Weise sichtbar in den Fragen über persönliche Natur, welche die famose Kladderadatschfrage angeht. Es erschien lange Zeit hindurch der großen Masse des politischen und unpolitischen Publikums unverständlich, was hohe Reichsbeamte ausbleiben sollten, die sich den allseitigen und vielfachen Angriffen eines öffentlichen Preisgerichtes fügen, das für diesen Fall ein wirkliches politisches Organ sich anzusehen wissen wollte. Trotz der Abwehr- und Schwermut-Anstöße, in welche wir durch die Ausschreitungen des Antisemitismus hineingezogen sind, hatte man allerdings die Anstrengungen und Unterstellungen des Kladderadatsch anfänglich mit großer Willenskraft aufgenommen. Es war vielleicht sehr gutem Zwecke und diente eine vornehmliche Ueberzeugung von eigener guten Recht, daß man den Revolutionäre des Kladderadatsch, der durchaus seinen Prozeß haben wollte, eine unerwartete Verneinung entgegensetzte. Aber wie der Dichter singt:

Die Hasen haben sich von Wölfen
Des Wolfes tüdiger Phantasie.

so wollte sich, als die Angriffe in Form äußerlicher Auditionen fortantraten, die öffentliche Meinung nur schwer mit dieser Zurückhaltung des Reichstages und des Auswärtigen Amtes abfinden. Der staatsbürgerliche Widerstand, etwas müsse an den Umständen, zu deren Organ sich der Kladderadatsch gemacht, doch sein, wenn man nicht wohl, gerichtlich gegen ihn einschreiten. Zu dieser unerwarteten Lage, in welche die Regierung sich durch ihren Irrthum brachte, kam ihr derjenige der Redaktoren des Kladderadatsch, welcher die Anstrengung der in fragwürdigen Kreisen in der neutralen Partei und ein Mitleidenswort darauf ergehen hatte, in unerwarteter Weise zu Hilfe. Eine vom Herrn Hoffmann veröffentlichte Erklärung und ein vom dem Redakteur des Kladderadatsch abgegebener Erklärungsschreiben haben jedem Unbefangenen die Erkenntnis, daß die ganze Kampagne sich nicht, wie man gemeint hatte, gegen die bürgerliche Partei der angestrebten hohen Beamten richtete. Die geheimnißvollen Unterstellungen, als handelte es sich um ein unehrerliches Vergehen wider die Civil-Moral, bezugnehmend von Männern in hohen Ämtern, erwiesen sich als hohle Eitelblasen, und da Niemand in Entschuldung konnte, daß die Reichsregierung sich herbeilasse, vor einem Reichstages die Gründe darzulegen, warum sie diese oder jene Vernehmung, diese oder

jene Anstrengung angeordnet oder herbeigeführt habe, so lag sich mit einem Schloß ohne sein Zutun von all den Worten wider entlastet, die man als seiner Persönlichkeit in diesem Falle gegen ihn geschleudert. Es fragt sich nur, ob man im Voraus für diese subtileren Vorgänge Verständnis genug haben wird, um den Nachtheil abzuschätzen, den unser moralisches Ansehen durch die alles andere eher als patriotische Kampagne des Kladderadatsch erlitten hat. Denn das liegt doch auf der Hand: Wenn wirklich das Wohlwollen Material besaß, um unangenehmlichkeiten, die vorzuziehen sein sollten, öffentlich zu demüthigen, so war es seine Pflicht, sich nicht auf diese Mittel zu beschränken, sondern mit klügeltem Muthmaßung vor die Öffentlichkeit zu treten und zu sagen: Das und das weiß ich, das und das ist geschehen, das und das fordert Sühne. Da aber der Ankläger von alledem nichts that, so mußte schließlich auch dem schwächsten Spektatormann klar werden, daß es sich hier um eine unehrliche Betrugung nicht aber um einen Akt patriotischer Regenerations behandelt habe. Als in Frankreich seiner Zeit die Panama-Affäre auf's Tapet gebracht wurde, da der Schandname man sich nicht auf geheimnißvolle und verheerliche Unterredungen, sondern man besetzte das Regret des alten Voltaire, das da lautet:

"Papelette un chat un chat et Rollet un fripon."

Das hier mußte und in dieser Weise der öffentlichen Aufmerksamkeit vorgehen. Leider war eine ähnliche Handlungsweise bei uns nicht zu verzeichnen.

Die Franzosen sehen sich freilich um die Fremde gebracht, doch nun auch Deutschland seine Panamaffäre habe; und in dieser Empfindung bilden sie mit leicht beweglichen Mittheilern auf die Bewegung, welche unter Kaiser von Wladimir aus mit dem König Humbert von Italien in Verbindung herbeigeführt hat. Da dieser Zusammenhang auf deutscher Seite Graf Plappat Einleitung, der deutsche Reichsminister in Wien, und Herr v. Bismarck der Reichsminister in Paris, auf der anderen Seite der italienische Minister des Auswärtigen, Baron Blanc, bewirkten, so lag der Gedanke nahe, daß von den Unterredungen der beiden Monarchen politische Ergebnisse nicht ganz ausgeschlossen bleiben würden. Noch klarer aber, weil alle Fragen nicht vorliegen, welche eine Verständigung erfordern, wird die Unmöglichkeit der Panamaffäre dadurch erklärt, daß Kaiser Wilhelm noch nicht eingetreten hat, die Befähigung des neuen italienischen Ministers des Auswärtigen zu machen und daß diesem Lebenslauf durch das Erscheinen des Ministers in Wien abgelehnt werden soll. Wenn man in Frankreich glaubt, daß irgend eine Wendung politische Natur bei dieser Panamaffäre vorgefallen habe, so gibt man sich höchst wahrscheinlich durch unrichtigen Voraussetzungen hin.

Aber man ist in Frankreich zur Zeit unter dem Eindruck der stets sich erneuernden Bomben-Attentate überaus empfindlich. Das man doch schon die Reize des Kaiser von Oesterreich nach Wladimir als eine Zeit Felonie dieses Monarchen betrachtet, welcher seinen Reichthümern der Republik durch eine hohe Ehrenbezeichnung ausgedehnt hat. Das es auch Oesterreich gelungen war, mit Aufbruch ein Bundesvertragsvernehmen abzuschließen, dessen Einzelheiten freilich der Öffentlichkeit noch nicht übergeben worden, hat in Paris gleichfalls mächtig verstimmt. Man hatte dort darauf gerechnet, daß die Vorgänge in Serbien hindern würden, um eine

Rudolf und Luise.

Ein Todtengespräch.

von Rudolph Dornberg.

Mentone, 24. März.

Man kann die beiden Aeltern häufig besuchen, die sitzen in dem kleinen Orangerie vor dem Hause des Cap Saint Martin prominenten.

Journal de Mentone.

Die christlichen Götter. Man stellt sie sich als besten vor in der einleitenden Erbschaft des Pöbels von Dornberg. Die Schatten von Rudolf und Luise begreifen sich.

Rudolf: Ich sprach eben mit dem Schatten einer jungen Aelsterin; sie kommt direkt von Mentone, ein plötzlicher Tod hat ihrem langen Leben ein Ziel gesetzt. Sie erzählt, wie sie dort unseren Vätern begegnete, die sich eifrig unterhielten, am Meerestrand unter der Oliven wandelten. Ein schwerer Regen aber mit heftigen Winden über den Ort hinweg, so lagte sie, die auch im hohen Alter ihre schlaflose Fern besuchte. Aber ihre Fassung sei geblieben und ihr Gang langsam.

Rudolf: Und Deine Mutter?

Rudolf: Die Jahre gingen fast buchstäblich an ihr vorbei — ihr Charakter immer noch so frisch und elastisch — ihr Blick und ihre Bewegungen wie von einem inneren Feuer durchdringt, das sie unablöslich weitertrieb. Wen was die beiden gesprochen haben müssen?

Rudolf: Wohl von uns. Man erzählt, daß sie beide über den Verlust des einzigen Sohnes weinlich seien.

Rudolf: Meine Mutter hat nicht, doch ihre Schicksale eine große Bedeutung haben? Wie sieht sie im Schatten der Thronen, im Sturm geboren, beide einzige Söhne, auf denen die Hoffnungen großer Nationen ruhen? Und beide wurden in einem tragischen Tod plötzlich weggerafft. Jeder von uns eine Mutter tragend, die ihr Leben damit zubringt, uns zu befehlen.

Rudolf: Und unter beider Tod in keinem Zusammenhang für die Menschen bundel und unauflöslich gebunden, durch Fäden von Legenden verknüpft.

Rudolf: Ich fühle mich durch die Affäre eines Hauses von Witten — weil es unter Landesherrn von englischen Offizieren einen einzigen Feindling gab; und weil man sich nicht den einzigen von meinen Göttern aufgelegt hatte, der einen Schicksal hatte, das ich mich auf mein Leben schwingen wollte, um der stehenden Gestalt nachzugehen, ich der Zeitgenosse ich war in den Händen der Verborenen.

Rudolf: Ich weiß ich unter den Landesherrn von Witten — ich trüb, tragisch nahm und er war wagt, auf den Sohn seines Götterworts die Fäden loszulassen.

Rudolf: Wenn mich in diesen Gedanken noch etwas schmerzen könnte, so wäre es der Schmerz, den ich meiner Mutter bereitet, als ich die Einwilligung zu meinem Verzug gab, die Zufügung abtrug. Ihre Bereitwilligkeit für mich ging bis zum Fanatismus, und

gerade in dieser Fäultheit habe ich sie in das Leben getroffen.

Rudolf: Du bist nicht auf dem Thron Frankreichs gesetzt ohne dies verhängnisvolle Abenteuer das erloschen zu nicht.

Rudolf: Der Gedanke läßt mich kalt. Mein früheres Leben hat genügt, um mir die unvergängliche Welt menschlicher Größe zu zeigen und die Fülle von Mitleid, mit der sie erfüllt wird.

Rudolf: Und doch war es eine Handlung freiergeleiteter Ehre, bei der Du stielst.

Rudolf: Mein Vater, der Kaiser, hatte im Ueberraus seiner Zärtlichkeit bei der Aussicht auf mich gelandet, als er mich im einzigen Sitzgelegenheit des unglücklichen Feindes, der ich wurde, als ein Gefangenengefangener verführte, der die Fingerringe der Freuden auf dem Kampfplatz von Saardringen auflos. Ich blieb für Europa nur der kleine Sohn von Saardringen. Ich war eine tommliche Person geworden. Diese Bitte wollte ich auf jede Gefahr von mir abblättern. Wie glücklich hätte ich sein können, wenn ich in der Stille des Privatlebens den Büchern und der Wissenschaft hätte leben können.

Rudolf: Du wärest doch für den Thron erogen! Du fühltest keinen Gehgeiz, ihn für Dich zu erobern?

Rudolf: Alle die Ehren, die man von meiner ersten Kindheit an auf mich häufte, haben mich nur abgehoben und unglücklich gemacht. Ich konnte mich kaum auf dem Paus halten, so mußte ich bei den Reuen paratiren, ich war ein Gegenstand der Bewunderung der Krone und die Nation. Wenn andere Kinder sich in frohlicher Unbehagenheit tummelten, wurde ich mit feierlicher Gestalt in offenen Zügen durch Paris zu einem eingehüllten und einsamen Spielplatz geführt. Noch ein Anbau, war ich verwirrt, die Liebe und Langeweile der Hofleute mitzumachen. Ich theilte mit meinem Vater den Nummer der großen Niederlagen, mit meiner Mutter die bittersten über die, welche sie im Glück gekündet und im Unglück sie verlorsten hatten. Ich sah die Kränze mit dem Haß, mit dem die Parteien am Hofe eines verbannten Fürstenthums sich befehdeten. Jeder Tag gab mir einen neuen Beweis von der Niederheit der Männer, die sich nach der Macht drängten. Mit welchen Mitteln verfuhrte man nicht, mich zu gewinnen! Meine glücklichen Jahre habe ich der Militärlehre zu Weidlich verleiht, wo es für mich nur meine Kameraden, meine Lehrer und meine Studien gab.

Rudolf: Man erzählt, daß der Gedanke, den Ruhm der Napoleon nieder aufzuführen, Dich nicht schlafen ließ.

Rudolf: Das ist eine Legende war es, in der man mich von Jugend an gefangen hielt, und in deren Wäldern ich umkam. Ich hatte in jenem ein einfaches Ledermantel kennen gelernt, die nichts von meiner Bekanntheit und meiner Größe wußte, bei der ich mich nicht wohl. Aber ich sollte ein Napoleon sein! Da war ich nicht, um den ewigen inneren und äußeren Kampf zu enden, in das erste Abenteuer, das sich mir darbot. Es war auch nicht leicht.

Rudolf: Meine Jugend war ganz dem Verfall der Dingen entgegengelegt. Wie Deine Jugend prunkvoll und glänzend war, war die meine eint, streng, fast hart. Deine Erziehung vornehmlich und überhöflich, die meine langsam und zurückhaltend. Mein Tagewort ging bis zur Größe der Gefährdung aller geistigen und körperlichen Kräfte. Die Sonne dessen, was meine Lehrer von mir verlangten, war unübersehbar. Schon die Ersterung der Sprachen des vielsprachigen Reiches,

für dessen Herrschaft man mich vorbereitete, war eine Lebensaufgabe. Von früh an schloß ich mich mit den Gefinnungen, mit denen meine Aeltern mich erziehen wollten, in einem inneren Widerstreit. Der Geist meiner Mutter regte sich in mir, aber ich selbst und meiner Vater bewußt wurde, begehrt ich zu handeln und mich zu behaupten. Aber in dem großen Reich, das mein Vater beherrschte, war für die Zeitigkeit aller Maß, nur für den nicht, der dem Thron am nächsten stand?

Rudolf: Du fühltest Gehgeiz in Dir?

Rudolf: Es war meine dreizehntelge Beidenhaft. Meinonf ludte ich in diesen ersten Jahren in Umgang mit den freimüthigsten meiner Zeitgenossen zu verfallen. Ich kam mir übermäßig und gesondert vor. Ich sah den Kaiserlichen Hof, den mich zu vergleichen ich am meisten geneigt war, in jungen Jahren schon die Führerschaft eines großen Reiches, man konnte gegen Europa, übernehmen. Das treib den Handel nach hier in die Abende. Um mich zu bekämpfen, fürchte ich mich in Gesellschaft leichtfertiger Freunde in den Strudel niedriger Vergnügungen. Und so kam es, daß ich, der ich ein mächtiger Herrscher werden wollte, für lassen Zügelndung mein väterliches Reich mir kaum groß genug erschien, einer armenigen Diebstahl zum Opfer fiel.

Rudolf: Alahit! höchst kläglich!

Rudolf: Es ist eine Anstalt, die in meinem Hause lebt und die schon so manchen Opfer gefordert hat. Dieser unruhige Zügelndung, der auf jede Gefahr nach Befähigung strebt. So war mein Onkel, Kaiser Max, dem die Hofe seines Lebens, Miramar, unerschütterlich wurde und der das Ansehen seines Reiches unter den Augen der menschlichen Götter ließ. So mein Vater Johann Salvator, er warf seine ephemerischen Ehren hinter sich, er wurde Schiffsaposteln, an der Küste der Kap Horn scheiterte er und erstarb.

Rudolf: So hat Amerika zwei Opfer aus dem Hause gefordert, das mein Vater beherrschte, war aus dem Reich. Jule und Sankt Helena — den größten und den bedauerlichsten Verlust der Bonaparte.

Rudolf: Und was scheint Dir nun die Lehre zu sein, die sich aus dem Leben und Sterben, aus unferm Werden und Sterben ergibt?

Rudolf: Wir haben beide das Gegenstück gekannt und gebuddelt von dem, was wir ererbten. Du, der du ein Privatmann und Gelehrter leben wolltest, bist geflohen wie ein Feld und Abenteuerer, das mich bei danach freute, ein großer Herrscher im Krieg und Frieden zu werden, endete wie ein feingewandter Feindling aus einem Staatsdünkel.

Rudolf: Ich habe dich mit uns nicht gelächelt. Sollen wir es bürgen, daß diese Felle von Enttäuschungen sich nicht verlegt hätte!

Rudolf: Niemand! Wirklich fichte uns beiden jene letzte Stunde, die den Ruhm des Schicksal selbst befehl. Und wie leicht ist es das, was unsere Mütter über unsere frühen Tod trüben sollte, wenn sie auf ihren gemeinsamen Gängen am Meerestrand gemeinsame Tränen vergossen.

Mutterliche. — Das und das Gefühl der Unbegreiflichkeit von

